

Um das im Jahr 2018 noch unscharf konturierte Forschungsinteresse und die hinsichtlich des historischen Gewordenseins der Region zu gewissen Maßen neue Situation einer sich potenziell etablierenden beruflichen Zusammenarbeit mit als Schwarz und/oder muslimisch gelesenen bzw. geflüchteten Pflegekräften empirisch bearbeiten und besser verstehen zu lernen, schlug ich den Weg der qualitativ-interpretativen Sozialforschung ein. Diese Betrachtungsweise erlaubt es, Lebenswelten aus der Perspektive sozialer Akteur*innen zu (re-)präsentieren und so einerseits Licht auf die Interpretationen von Menschen, ihre subjektiv gemeinten Bedeutungs- und Sinngebungen zu werfen. Andererseits enthält Gesagtes wie Ungesagtes un/bewusste, implizite Deutungsmuster, psychische Abwehrmechanismen und Strukturmerkmale (etwa Ideologie/Diskurs, Mythen), latenten Sinn (soziales Un/Bewusstes), die ebenso zum Gegenstand der qualitativ-interpretativen Sozialforschung gemacht werden können (vgl. Rosenthal 2008: 19–20; Flick/von Kardorff/Steinke 2010: 18). Zugleich erkennt diese Betrachtungsweise an, dass die Interpretation von Text immer schon an einen bestimmten zeitlichen und gesellschaftlichen Kontext gebunden ist, in der Handeln und Sprechen mehr Sinn enthalten als den einzelnen Individuen zugänglich ist (Rosenthal 2008: 20–21).

Ein Vorgehen im Sinne der Grounded-Theory-Methodologie (GTM) als »Forschungsstrategie« und »Ensemble von Methodenelementen« (Mey/Mruck 2011: 11) im Rahmen der qualitativ-interpretativen Sozialforschung versprach mir die nötige Offenheit im Forschungsprozess für die Erkundung und Analyse der sich mir eröffnenden sozialen Wirklichkeit und ihrer Phänomene. So begab ich mich mit dem Ziel ins Feld der ambulanten Pflege, Wissen mit einem zunächst möglichst offenen Fokus induktiv, interpretativ und reflexiv zu erschließen: »What is happening here?« (Charmaz 2014: 34; Glaser 1978).

Um nun diese, meine forschersche Denkbewegung nachzuzeichnen, beginne ich nachfolgend mit einem kritischen Blick auf die epistemologischen Grundlagen der klassischen GTM.

3.1 Epistemologische De-Zentrierung und forschersche Haltung

Die GTM, die in den späten 1960er-Jahren von Anselm Strauss und Barney Glaser entwickelt wurde, steht epistemologisch in der Tradition des Symbolischen Interaktionismus und damit der Soziologie der Chicago School und dem philosophischen Pragmatismus um George Herbert Mead (Charmaz 2014: 263; vgl. auch Clarke/Friese/Washburn 2018: 4). Das Chicagoer Erbe lenkte den Blick des Symbolischen Interaktionismus auf menschliche Handlungsfähigkeit, Sprache und Interpretation und beförderte das Studium erfahrungsbasierter Sinnzuschreibungen, Handlungen und Prozesse (Charmaz 2014: 263). Vor diesem Hintergrund zentriert der Symbolische Interaktionismus das *handelnde* Subjekt, seine Interpretationsleistungen bzw. individuellen Sinnzuschreibungen und ein Verstehen der Akteur*innen-Motive auf Grundlage »sprachlich artikulierter[r], bewusste[r] Handlungsgründe« (König 2010: 561). Diese Grundpositionen fasst der Nachfolger des Mead'schen Pragmatismus, Herbert Blumer, in drei Prämissen zusammen:

Die erste Prämisse besagt, daß Menschen »Dingen« gegenüber auf der Grundlage der Bedeutungen handeln, die diese Dinge für sie besitzen. Unter »Dingen« wird hier alles gefaßt, was der Mensch in seiner Welt wahrzunehmen vermag [...]. Die zweite Prämisse besagt, daß die Bedeutung solcher Dinge aus der sozialen Interaktion, die man mit seinen Mitmenschen eingeht, abgeleitet ist oder aus ihr entsteht. Die dritte Prämisse besagt, daß diese Bedeutungen in einem interpretativen Prozeß, den die Person in ihrer Auseinandersetzung mit den ihr begegnenden Dingen benutzt, gehandhabt und abgeändert werden. (Blumer 2004: 322)

Blumer weist dabei »den Bedeutungen, die die Dinge für die Menschen haben, ein[en] eigenständige[n] zentrale[n] Stellenwert zu« (ebd.: 323). Jene subjektiven Bedeutungszuweisungen entstehen durch das Handeln und die Erfahrungen, die Menschen mit ihren Umwelten machen. Sie strukturieren das Erfahren und bieten die Grundlage für weitere Handlungsentscheidungen, die wiederum eine symbolische und zu interpretierende Bedeutung für andere Menschen aufweisen (ebd.: 327, 335–337). Blumer, der »Gesellschaft als Handlung« (ebd.: 327) denkt, distanziert sich von einer Blickrichtung, die strukturelle Bedingungen und latent Sinngebendes (etwa Struktur, Macht, Diskurs, psychische Mechanismen) für die Handlungsbegründungen und -entscheidungen von Menschen als ebenso grundlegend erachtet.

Ein solch handlungstheoretisches Verständnis *allein* greift jedoch für das Verstehen sozialer Wirklichkeiten, für die Handlungsentscheidungen von Menschen zu kurz. So formulierte Norman K. Denzin als weiterer Vertreter des Interpretativen Paradigmas mit Rekurs auf Anthony Giddens¹ ein breiter gefasstes Konzept des Symbolischen Interaktionismus. Er unterstreicht, dass das Handeln der sozialen Akteur*innen *auch* von »strukturbildenden Regeln, materiellen Ressourcen und den strukturierten Prozessen begrenzt wird, die mit seiner Klassenlage, seinem Geschlecht, seiner rassischen und ethnischen Zugehörigkeit, seiner Nationalität und seiner lokalen Gemeinschaft zusammenhängen« (Denzin 2010: 138). Die »Politiken der Repräsentation sind grundlegend für die Erforschung von Erfahrungen« (ebd.: 146) und der »Frage nach dem Wie der Repräsentation eines Gegenstandes ist ein Kampf um Macht und Bedeutungen eingeschrieben« (ebd.). Insofern resümiert Denzin, dass »[k]ein Leben und keine Erfahrung außerhalb irgendeines Repräsentationsregimes gelebt werden« (ebd.) kann.

Dieser bei Denzin als relevant erachtete Brückenschlag zwischen subjektiver Handlungsfähigkeit und strukturalistischen Perspektiven auf das Subjekt rekurriert auf die von Hall wesentlich geprägten Cultural Studies.² Diese fragen danach, wie subjektive Handlungsfähigkeit in machvollen Repräsentationssystemen und Strukturen zu verorten ist. Der poststrukturalistische Grundgedanke der Cultural Studies unterstreicht, dass die »mikropolitischen« Handlungen des Alltagslebens [...] eine »makropolitische«

1 Nach Giddens »*duality of structure*« sind »the structured properties of social systems [...] simultaneously the *medium and outcome of social acts*« (Giddens 1981: 19, Hervh. im Orig.).

2 Auch der Soziologe Brian Castellani, auf den in der »Grounded Theory nach dem Postmodern Turn« Bezug genommen wird (Clarke 2012: etwa 92), fokussiert diese Relationalität bzw. einen solchen theoretischen Brückenschlag. Er spricht von »*discursive interactionism*« (Castellani 1999: 249, Hervh. im Orig.) und versteht und beschreibt dabei »*discourse in practice as inter-action and inter-action in practice as discourse*« (ebd.: 248, Hervh. im Orig.).

Dimension« besitzen, »die uns, verstrickt in unsere alltäglichen Praktiken, weitgehend unbewusst bleibt«, freilich aber zur »hegemonialen Stabilisierung der Gesellschaftsformation als ganzer [sic!]« beisteuert (Marchart 2008: 13) – diese wiederum aber nicht determiniert (Winter 2009: 205).

Hierbei knüpfen Hall und die Cultural Studies an das bereits in Kapitel 1 eingeführte Diskursverständnis nach Foucault (etwa 1981, 2003) an, der sein Augenmerk auf jene subjektivierenden Muster legte und das Subjekt als ein absolut autonom und souverän Handelndes verwarf, es vielmehr als vom ideologischen Diskurs – von der »Ordnung der Dinge« (Foucault 1971) bzw. von Macht-Wissen-Systemen – determiniert kennzeichnete. Für die Diskursanalyse bzw. *Kritik* generell gilt dabei laut Foucault:

Es geht also nicht darum, zu beschreiben, was Wissen ist und was Macht ist und wie das eine das andere unterdrückt oder mißbraucht, sondern es geht darum, einen Nexus von Macht-Wissen zu charakterisieren, mit dem sich die Akzeptabilität eines Systems – sei es das System der Geisteskrankheit, der Strafjustiz, der Delinquenz, der Sexualität [oder auch des Rassismus, M. R.] usw. – erfassen lässt. (Foucault 1992: 33)

Und dennoch – ich hatte bereits darauf hingewiesen – ist auch ein »autonomer Diskurs« nur eine Illusion oder Fiktion (Dreyfus/Rabinow 1994: 12). Denn man müsse, so Foucault, den Komplex Macht-Wissen bzw. die Macht als solche »stets als eine Beziehung in einem Feld von Interaktionen [...] betrachten [...] und sie immer so [...] denken, daß man sie in einem Möglichkeitsfeld und folglich in einem Feld der Umkehrbarkeit, der möglichen Umkehrung sieht« (Foucault 1992: 40).

Somit ist auch das Macht-Wissen-System Rassismus weder als vollständig deterministisch noch unveränderlich zu denken. Es beruht auf Unterscheidungspraktiken, die »menschengemacht« (Scharathow 2014: 49) sind. Soziale (Bedeutungs-)Konstruktionen sind veränderbar, rassistische Wissensbestände konkurrieren mit widerständigen Diskurspositionen und gesellschaftliche Ontologisierungen können von sozialen Akteur*innen hinterfragt und überschritten werden (Keller 2006: 128–129) – wenngleich den Subjekten »u.a. aufgrund der sozialen Positionierungen im gesellschaftlichen Machtgefüge mitunter sehr unterschiedlich große Spielräume von Handlungsmöglichkeiten zur Verfügung stehen« (Scharathow 2014: 49).

Darüber hinaus fragt Hall, ob die Einnahme einer bestimmten Subjekt- oder Diskursposition nicht auch ein aktives Moment, ein *Sichidentifizieren* erfordert (Hall 2018c: 183), was ihn zu der Frage bringt, warum Menschen bestimmte Subjektpositionen eher einnehmen als andere (ebd.: 179). »[W]hat might in any way interrupt, prevent or disturb the smooth insertion of individuals into the subject positions constructed by these discourses« (Hall 1996: 11)? In Bezug auf innere, psychische Prozesse und emotionale Aspekte, somit auf »die Psychoanalyse als eine der wichtigsten Quellen [...], die die vernachlässigte Frage der Selbst-Konstitution des Subjektes durchdenkt« (Hall 2018c: 183), findet Hall in den Ausführungen Foucaults keine Antwort: »Denn wenn man sich nicht mit der Position, die man vertritt, identifiziert, nimmt man sie nicht wirklich ein« (Hall 1999b: 147; vgl. dazu auch Butler 1997: 2–3). So ist Hall eine diskurstheoretische Verortung des Subjekts nicht genug (Hall 2018c: 179). Es braucht im Diskurs über Diskurse – und darauf wird später zurückkommen sein (Kapitel 4.2) – den Einbezug psychischer/inner-

licher Prozesse als »Praktiken der subjektiven Selbst-Konstitution« (Hall 2018c: 182–183), um zu verstehen, warum bestimmte Individuen diese oder jene Subjekt- oder Diskurspositionen (verstärkt) einnehmen und andere nicht.

Unter alleinigem Rückgriff auf die epistemologischen Grundlagen im Sinne des Blumer'schen Symbolischen Interaktionismus, also ohne Einbezug dieser ideologischen Diskurse, Macht-Wissen-Systeme und der Strukturen eines psychisch Un/Bewussten, kann die Analyse des Sozialen folglich Gefahr laufen, lediglich die Oberfläche des Erlebens (Intentionen und bewussten, subjektiven Sinn) zu repräsentieren.

So verwunderte es mich beispielsweise, dass die weißen, deutschen Pflegeakteur*innen, mit denen ich Gespräche führte – vor dem Hintergrund kaum bestehender bzw. fehlender direkter Erfahrungswerte in der Zusammenarbeit mit als Schwarz und/oder muslimisch gelesenen Menschen (siehe z.B. Kapitel 3.2) – a priori zu wissen glaubten, welche Probleme eine Kooperation aufwerfen könnte.

Vor diesem Hintergrund waren es zunächst die Herausbildung einer analytischen Sensibilität gegenüber potenziell diskursiv geformten und dennoch handlungsleitenden Wissensbeständen in der gesprochenen Sprache und die damit einhergehende Entscheidung zu einer rassismuskritischen Lesart von Gesagtem wie Nichtgesagtem, die es erforderten, über die Ausführungen der »klassischen« – empiristisch und rein pragmatistisch-interaktionistisch – ausgerichteten GTM³ hinauszugehen. Die damit einhergehende Interpretation etwa (kolonial-)historischer Spuren und Wissensbestände eines rassistisch strukturierten Zuwanderungsdiskurses verwies in Form un/bewusst (re-)produzierter Diskursfragmente auf der Ebene des Alltags auf latente, aber wesentlich wirklichkeitskonstituierende Handlungsgründe, »die von alltäglich-individueller Reflexion nicht mehr (unmittelbar) erreicht werden« (Flick 2012: 90). Zudem führten mein Erleben und Verstehen der Gesprächstranskripte zu Assoziationen und Irritationen, die auf mögliche – latente, un/bewusste – Einflüsse verdrängten Begehrens, verdrängter Erinnerungen und Verletzungen bei den Sprecher*innen verwiesen (siehe Kapitel 4.2), deren Interpretation die hier vorliegende kritische Analyse auch in ihrem Zusammenwirken mit der Determinierung durch ideologische Diskurse aufgreifen wird.

Eine Abkehr von Vorstellungen einer bedingungslosen Gegenwart – von einer Enthistorisierung, die Adele Clarke kritisch als Kolonialisierungsstrategie versteht (Clarke 2012: 241) – und die Zuwendung hin zu den Verstrickungen von »Interaktion, Biographie und Sozialstruktur in bestimmten historischen Konstellationen« (Denzin 2010: 149) wurden also zur notwendigen Grundlage für ein besseres Verstehen von Gesellschaft und damit der sich mir eröffnenden Situation: »[W]e never write on a blank page, but always on one that has already been written on« (de Certeau 1984: 43). Das handlungsfähige Subjekt betrachte ich folglich als historisch situiert und damit als ein vom sozialen Un/Bewussten (dem ideologischen Diskurs und den Strukturen eines psychisch Un/Bewussten) Mitkonstituiertes und Überdeterminiertes, das in diesem Gefüge interpretiert werden muss. Eine solch ganzheitlichere, dezentrierte Perspektive auf das Subjekt bildet – als Forschungspraxis und -ergebnis – die epistemologische Grundlage der nachfolgenden Interpretationen.

3 Vgl. hierzu Glaser (1978); Glaser/Strauss (2006); Strauss (1994); Strauss/Corbin (1996).

Mit fortschreitender Textinterpretation bewertete ich also das ›klassische‹ GTM-Verständnis der so bezeichneten ›ersten‹, pragmatistisch-interaktionistisch orientierten Generation und damit die handlungstheoretische Ausrichtung sowie die Trennung der Handlung – des Basic Social Process – von Kontextbedingungen als situationsunangemessen. Das Angebot einer Systematisierungsheuristik oder -logik zur Textanalyse wie die des prominenten ›Kodierparadigmas‹ nach Strauss (1994: 56–57, 101) und Strauss und Juliet Corbin (1996: 78–80) wies ich zurück. Um Wissensgenerierung nicht vorschnell durch dominante Paradigmen innerhalb der Methode zu begrenzen, strebte ich nach einem möglichst hohen Maß an Sensibilität und Offenheit im Forschungsprozess – im Sinne der Emergent Methods für Unerwartetes und Unantizipiertes (vgl. Hesse-Biber/Leavy 2008a, 2008b; Charmaz 2008) –, »revealing subjugated knowledge [...] that lies hidden, that is, difficult to tap into because it has not been part of the dominant culture or discourse« (Hesse-Biber/Leavy 2008b: v). Meine Interpretationen stärkten die Relevanz von »multidimensional lenses« (ebd.: vi), eines Blickes durch hybride epistemologische Linsen – »[not] for the sake of more, but rather, new methods designed to access aspects of social reality that would otherwise be rendered invisible« (ebd.). Auch die Methode kann so letztlich nicht außerhalb des Forschungsprozesses verortet werden; »it resides within it« (Charmaz 2008: 160, Hervh. im Orig.). Es etablierte sich ein Vorgehen, das eine komplexere, pluridisziplinäre Analyse der vorgefundenen Situation und des Verstehens rassistischer Ausschlusspraktiken ermöglichte – »with respect to our research objectives« (Hesse-Biber/Leavy 2008a: 2). Die notwendige Folge für den Forschungsprozess bestand in einer Dehnung der »interconnections between *epistemology*, who can know and what can be known; *methodology*, theoretical perspectives and research procedures that emanate from a given epistemology; and *method*, the specific techniques utilized to study a given research problem« (ebd., Hervh. im Orig.).

Insofern erschafft diese Arbeit keine »[g]egenstandsbezogene [...] Theorie« oder »Theorie[...] mittlerer Reichweite« (Mey/Mruck 2011: 29) über den sogenannten ›Forschungsgegenstand‹, wie es die klassischen Ansätze der GTM vorschlugen. Anstelle der Entwicklung oder gar ›Entdeckung‹ einer solch bereichsbezogenen Grounded Theory erarbeite ich bereichsbezogene (häusliche Pflege) und bereichsübergreifende (pluri- und transdisziplinäre, komplementäre Theoriebezüge) Interpretationen, verwobene Darstellungen (Haraway 1995: 88), die – inspiriert von Clifford Geertz' (2015) dichten Beschreibungen – Perspektiven aus dem Forschungsfeld, Kontext, Situierung und theoretische Bezüge zusammendenken (Fosket 2015: 95; Clarke/Friese/Washburn 2018: xxv). Ausgehend vom Phänomen, von den mikroskopischen Analysen der alltäglichen Konstruktionen der Beteiligten vor Ort, dem Wirklichkeitsverständnis der Feldakteur*innen (Wolff 2010: 87) und einem »beständigen Lavieren zwischen lokalspezifischen Details und umfassenden Strukturen« (ebd.: 88) werde ich also auch herausarbeiten, »welche anderen Beschreibungen hinter der Ebene des Offensichtlichen liegen bzw. [...] entwickelt werden können« (ebd.: 90, Hervh. im Orig.), sodass die »wissenschaftliche Imagination uns mit dem Leben von Fremden in Berührung zu bringen vermag« (Geertz 2015: 24).⁴

4 Eine solche Perspektive versteht Wissensbildung nicht als (vermeintlich) reine Repräsentation (kritisch zur Konstruktion eines »Anthropology's Other« siehe Fabian 1983), sondern als »practices of interacting with, or confronting, reality [...] and [...] overcoming failures to understand, re-

In den nachfolgenden Interpretationskapiteln soll es darum gehen, Zusammenhänge für ein als rassistisch zu bewertendes Ausschlussbegehren aufzuzeigen und plausible Theoretisierungen herauszuarbeiten, die die Problematisierungen von als migrantisch gelesenen Pflegekräften durch weiße, deutsche Sprecher*innen mehrdimensional und multiperspektivisch verstehen helfen. Die dichte Interpretation einer Situation erlaubt und befördert dabei eine (selbst-)reflexive Auseinandersetzung mit dem Forschungsprozess, ein Verschränken verschiedener Perspektiven und lässt das ›Ich‹-Subjekt im finalen Bericht zu, macht es nicht unsichtbar, sondern nutzt es bewusst als Erkenntnisfenster und Verstehensperspektive (hierzu siehe auch Breuer/Muckel/Diries 2019).

Über eine rassismuskritische Perspektive als nicht dominantes kulturelles Interpretationsmuster können sodann die in dieser Arbeit als relevant erachteten Wissensbestände dekonstruktiv – verschoben bzw. anders – gelesen werden (Derrida 1983). Damit erfahren Mehrdeutigkeiten, die Kontextualität und Perspektivität von Wissensproduktion sowie die »Geschichtlichkeit der Gegenwart« (Feustel 2015: 71, Hervh. im Orig.) Anerkennung.⁵ Als natürlich oder wesenhaft inszenierte soziale Konstruktionen wie ›Rasse‹ oder Kultur werden so ihrer Selbstverständlichkeit entrissen – denaturalisiert – und »von innen her in Bewegung« versetzt (ebd.: 13–14). Die Erfahrungen der Subjekte werden ir-

quires recourse to context« (Fabian 2001a: 50–51). Dabei ist der Kontext in einer Praxis zu konstituieren, »that is individually and therefore historically situated and determined. Ethnography is biography is historiography« (ebd.: 51). Dass die sprachliche und schriftliche Repräsentation der ›Anderen‹ keine ›Wirklichkeit‹ abbilden kann, dass Forschende bzw. Schreibende ihr Gegenüber im Schreibprozess immer auch konstruieren und mit ihren eigenen Kategorien, in ihrer eigenen Sprache darstellen (Clifford 1986: 19; Geertz 1990), ist spätestens seit der zum Ende des 20. Jahrhunderts vielfach diskutierten ›Krise der Repräsentation‹ konstitutiv. »Die Schwierigkeit ist, daß die Seltsamkeit des Konstruierens von vorgeblich wissenschaftlichen Texten aus Erfahrungen, die im weitesten Sinne biografisch sind [...], völlig verschleiert wird« (Geertz 1990: 18), obschon die »Darstellung des Fremden in den Kategorien des Eigenen« (Gottowik 1997: 325) erfolgt. Geertz kritisiert, dass in ›fertigen‹ wissenschaftlichen (ethnologischen) Texten oft nicht mehr zutage tritt, dass es sich um eine Interpretation handelt, die versucht einen sozialen Diskurs nachzuzeichnen (Geertz 2015: 14, 28).

- 5 In diesem Sinne kann es nicht mehr darum gehen, »einen angeblich authentischen Ort des Sprechens [...] ausfindig zu machen [...]. Vielmehr steuert dekonstruktives Verstehen auf eine andere oder veränderte Ordnung der Signifikanten zu, auf Spuren, die gerade den vermeintlich unvermittelten Ausdruck als geschichtlich, als von Spuren überdeckt und zerfurcht entlarvt« (Feustel 2015: 62). Es soll zum Vorschein gebracht werden, was mehrdeutig und hybrid macht, »was ein Text noch meinen könnte« (ebd.), ohne jedoch in interpretative Beliebigkeit zu verfallen. Ein dekonstruktives Verstehen im Derrida'schen Sinne erkennt an, dass das Denken »in immer schon zuvor beschriebenen Signifikanten« verhaftet ist (ebd.: 66). Es ist demnach nicht beliebig oder willkürlich, weil es »unweigerlich im Morast alter Begriffe feststeckt« (ebd.): »Ein Text-Äußeres gibt es nicht« (Derrida 1983: 274, Hervh. im Orig.). Dekonstruktives Verstehen möchte also keine feste Ordnung hinterlassen, »die nur abgebildet werden muss, stattdessen öffnet [es] [...] Räume für Deutung und Gestaltung. [Es] [...] verschiebt Bedeutungen, ohne ihnen den Garau zu machen; [...] verstrickt sie in Widersprüche, um Platz zu schaffen und – im Kern – Heterogenität und Vielheit zu ermöglichen« (Feustel 2015: 68–69). Dabei erkennt dekonstruktives Lesen – »Die Kunst des Verschiebens« (Feustel 2015) – an, dass die ›Ordnung der Dinge‹, das vermeintliche Wesen, eine Essenz nicht radikal verändert, sondern nur feinteilig verschoben werden kann. Was also im Rahmen der kritischen Analyse möglich sein kann, ist die »Ordnung stiftenden Oppositionen« zu untergraben, auszuhöhlen und Irritationen auszulösen, sodass sie ihre Kraft verlieren (ebd.: 72).

ritiert und zur Disposition gestellt, »die Lücken, die Unklarheiten und Verstrickungen« vermehrt (ebd.: 68). In diesem Sinne verstehe ich in den nachfolgenden Analysen unter einer »verschobenen Perspektive bzw. Lesart« ein dekonstruktives Lesen.

Demnach vereint die vorliegende empirische Arbeit »eine sprach- und bedeutungstheoretisch orientierte[...] Hermeneutik« (Frieze 2004: 473) und versteht sich als ein »kritische[s] und selbstreflexive[s] Lektüreverfahren« (ebd.); sie wiederholt nicht

was den Text als vermeintlich kohärente Einheit vorstellt, sondern deckt vielmehr seine inneren Widersprüche und die strukturelle Unabgeschlossenheit auf, sie verweist auf die abwesenden Elemente, die erst erlauben, dass überhaupt etwas gesagt werden kann, und damit auf die ideologischen Elemente, die notwendigerweise verschwiegen werden. Wenn das, was gesagt wird, also immer auch Verweis auf ein anderes enthält, dann findet sich das Subjekt kaum in einer autonomen Position, sondern ist immer schon in den Diskursen des Unbewussten konstituiert und im ideologischen Diskurs überdeterminiert. (ebd.: 478)

Die Situational Analysis bzw. die Situationsanalyse nach Clarke trägt im Denkgebäude der GTM in besonderem Maße einer solch dichten und kritischen Analyse Rechnung (Clarke 2012; Clarke/Frieze/Washburn 2018). Als GTM-Ansatz der sogenannten ›Second Generation‹ strebt sie eine Verknüpfung zwischen Handlung, Struktur und Situiertheit an. Es ist ihr Anliegen, die klassischen GTM-Ansätze in ›postmoderner‹ Manier, wie es Clarke nennt, zu entgrenzen, für Komplexität zu öffnen und interpretative, sozialkonstruktivistische Forschungstraditionen mit diskursanalytischen und poststrukturalistischen Perspektiven zusammenzudenken, um in der Analyse über »das wissende Subjekt« (Clarke 2012: 15) hinausgehen zu können.⁶ In Anlehnung an Laurel Richardson, auf die Clarke ebenfalls rekurriert (Clarke 2012: 28), verstehe ich ein mögliches ›Postmodernes‹ dieser Arbeit als Offenheit für die Zusammenführung verschiedener Epistemologien und Theorietraditionen:

The core of postmodernism is the doubt that any method or theory, discourse or genre, tradition or novelty, has a universal claim as the »right« or the privileged form of authoritative knowledge. Postmodernism suspects all truth claims of masking and serving particular interests in local, cultural and political struggles. But it does not automatically reject conventional methods of knowing and telling as false or archaic. Rather it opens those standard methods to inquiry and introduces new methods, which are also, then, subject to critique. (Richardson 2000: 928)

Eine solche Hybridisierung oder Komplementierung verschiedener Epistemologien, Theorien und Methoden kann dann einen Raum für eine umfassendere Betrachtung jenes Wissens schaffen, das in der Situation als wirkmächtig (an-)erkannt wird und führt – so verstanden – ein postmodernes Moment ein, »given that postmodernism advocates the blurring and fragmentation of theories and methods« (Fontana 2001: 162).⁷

6 Dazu erste Verweise auch bei Strauss (1994: 118–120) und Corbin/Strauss (2015: 153–171).

7 Dennoch vertrete ich hier nicht »a kind of final rupture or break with the modern era« (Hall 2019d: 226), nicht zuletzt »[s]ince most of the world has not yet properly entered the modern era« (ebd.).

So etwas wie ›Wahrheiten‹ zu finden, wird sodann »an den Kreuzungen verschiedener Perspektiven« (Clarke 2012: 16) wahrscheinlicher.

Um dies zu ermöglichen, richtet die Situationsanalyse ihren Fokus nicht auf Handlungsprozesse und einen Basic Social Process mit bereits festgelegten Kategorien, den die traditionelle GTM aus dem zu analysierenden Text (re-)konstruieren möchte. Sie richtet ihren Blick hingegen auf verschiedenste Elemente bzw. auf die von Clarke vorgegebenen Kategorien einer »Handlungssituation« (ebd.: 113) und deren Relationen zueinander – so auf diskursive Praktiken, organisationale, politische und ökonomische Elemente, die räumliche und zeitliche Verortung, Symbole bis hin zu nichtmenschlichen Aktanten, die allesamt die zu beforschende Situation bedingen können (ebd.). »Hauptuntersuchungseinheit« (ebd.: 37, Herv. im Orig.) ist nach Clarke die Forschungssituation selbst, die es möglichst ganzheitlich zu betrachten gelte (ebd.: 30).

Das Konzept der ›Situation‹ zeigt sich dabei als ein elastisches, dessen Grenzen durch die Forschenden selbst festgelegt bzw. hermeneutisch-zirkulierend neu bestimmt werden müssen, da es sich hierbei um eine empirische Frage handelt (Clarke 2011a: 120; 2012: 112).⁸ Die Dehnbarkeit des Begriffes und die von Clarke bewusst offengehaltene Definition *der Situation* und der in der Situation aufzuspürenden Bedingungen und Wissens-elemente mag Unbehagen schüren, ermöglicht aber, Disziplingrenzen zu überschreiten und lokale, kontextspezifische Bedürfnisse aufzugreifen – die Situation ist so selbst »Grenzobjekt[...] *par excellence*« (Clarke 2011a: 120, Hervh. im Orig.). Die Situationsanalyse unterscheidet so auch nicht zwischen ursächlichen, intervenierenden und kontextuellen Bedingungen (Strauss/Corbin 1996: 97–83) oder verfolgt »Bedingungspfad[e]« (ebd.: 132, Hervh. im Orig.), die a priori kategorisch gesetzt werden, sondern untersucht die Unterscheidungen, die aus den multiplen Akteur*innen-Perspektiven in der Situation getroffen werden. »[T]he conditions of the situation are in the situation. There is no such thing as ›context‹« (Clarke/Friese/Washburn 2018: 46, Hervh. im Orig.; vgl. auch Clarke 2012: 112). Die Elemente und Bedingungen sind konstitutiv für die Situation, sie umrahmen sie nicht nur oder tragen etwas zur Situation bei, sondern sie machen die Situation aus: »Sie sind die Situation« (Clarke 2012: 112, Hervh. im Orig.). So verstanden kann die Analyse ihr Augenmerk auf eine Vielzahl an empirisch relevant erachteten Wissensbeständen in der Situation richten, die notwendigerweise unvollständig bleiben müssen: »Situational knowledges are, by their nature, unfinished. But that is the character of all things human

Vielmehr sind es bestimmte zeitgenössische Positionen und Ideen, die zunehmend zerbrechlicher werden, die sich abschwächen, verändern, die aber nichtsdestoweniger die Spur der Moderne – die *longue durée* dieser Tendenzen – mit sich tragen (ebd.). So ist es das *Theoretisieren*, das auch Hall als ein mögliches ›postmodernes‹ Moment anerkennt, »if we understand theorizing as an open horizon, moving within the magnetic field of some basic concepts, but constantly being applied afresh to what is genuinely original and novel in new forms of cultural practice, and recognizing the capacity of subjects to reposition themselves differently« (ebd.: 231).

- 8 In ihrem Situationsverständnis setzt Clarke einerseits am sogenannten ›Thomas-Theorem‹ aus dem Jahr 1928 an (Clarke 2011a: 119–120). Dieses besagt, dass Situationen, wenn sie *als wirklich wahrgenommen* werden, in ihren Folgen *wirklich sind* (vgl. Thomas/Thomas 2018: 571–572). Andererseits wurde es von C. Wright Mills (1940) hinsichtlich situierter Motive und von Norman Denzins »The Research Act« (1989) inspiriert. Zentrale Grundlagen für das Konzept der Situation bilden Haraways Ausarbeitungen über ›situierendes Wissen‹ (Haraway 1995).

and alive« (McCarthy 1996: 111, Hervh. im Orig.). Es sind *partiale* Perspektiven, die Clarke als möglich und hinreichend anerkennt (Clarke 2011b: 215).

Im Verstehen von Wissen als ›Situated Knowledge‹ schließt Clarke an Donna Haraway (1995) an, die darunter ein kontextualisiertes, historisch spezifisches bzw. gewachsenes und interpretiertes Wissen fasst, das »mit einer Welt raumzeitlicher Körper« (Hammer/Stieß 1995: 22) in Verbindung steht. Interpretation und Wissensgenerierung verstehe ich ebenfalls als situiert, perspektiviert und so als »Übersetzung zwischen irreduziblen, heterogenen und lokalen, in ein Feld von Machtbeziehungen eingebetteten Praktiken und Standpunkten« (ebd.: 25) und nicht als ein einheitliches System von Grundannahmen (Clarke 2012: 30). Vor diesem Hintergrund ist ein Konzept eines körper- und standortlosen – neutralen – Wissenschaftssubjekts, das in der Lage wäre, universell gültige Ergebnisse herzustellen, zu kritisieren. Weil jeweils abhängig von Erfahrungen, Sozialisation, Habitus, Machtpositionen, sozialer und räumlicher Lage, aber auch der (inter-)disziplinären Anbindung der Forschenden, sind auch Interpretationen und Reflexionen – Konstruktionen – wandelbar und nie mit einem absoluten Wahrheitsanspruch zu verbinden.⁹

Der herausfordernde Auftrag der Situationsanalyse lautet nun, die Erzählung zu verkomplizieren und die Situietheit der Forschungsteilnehmenden, der Forschenden sowie Ungereimtheiten und Widersprüche in den Daten abzubilden, auf Auslassungen oder andere mögliche Lesarten hinzuweisen und trotz allem noch eine »kohärente analytische Geschichte zu erzählen« (Clarke 2012: 58), »not as objective truth but as a located and limited story« (Daly 1997: 362). Auch mein forschendes Tun strebt somit nach analytisch hinlänglichen Theoretisierungen (Clarke 2012: 72), die ausdrücklich auf »die Situietheit der analytischen Hypothesen und Aussagen« (ebd.: 73) rekurren.

So verstanden stehen ›postmoderne‹ Perspektiven einer rassismuskritischen Lesart nicht konträr gegenüber. Denn einerseits geht es der Situationsanalyse darum, »Ausprägungen von Bedeutungen *innerhalb* bestimmter Situationen zu verstehen« (Clarke 2012: 71, Hervh. im Orig.). Andererseits sind – Clarke zufolge – »Analysen *gegen* die Annahme der Normalverteilung« (Clarke 2011b: 216, Hervh. im Orig.) als »vorinstalliertes Standardlaufwerk« (ebd.) westlicher Wissenschaft und Untersuchungen, die marginalisierte Perspektiven und unterdrücktes Wissen zur Sprache bringen, insbesondere gefor-

9 Das hermeneutische Verstehen der Forschenden, das *eine* (partiale, situierte) Wirklichkeit nachzuzeichnen beabsichtigt, knüpft immer schon an vorgängige Wissensformationen an – etwa an eine sogenannte »präkonzeptuelle Struktur« (Breuer/Muckel/Dieris 2019: 54, Hervh. im Orig.), an »sensitizing concepts« (Blumer 1954), *Diskurspositionen* im Foucault'schen Sinne oder die Derrida'sche *Spur* (1982, 1972). Sie schaffen eine »theoretische Sensibilität« (Mey/Mruck 2011: 31; vgl. dazu auch Strauss/Corbin 1996), die die Voraussetzung für Verstehen und Erkennen bildet (Hitzler/Honer 1997: 25). Bedeutungsgebungen befinden sich immer schon im Vollzug und Interpretationen sind in ein historisches Gewordensein eingeschrieben, womit ein hermeneutisches Verstehen »dauerhaft vorläufig« (Breuer/Muckel/Dieris 2019: 46) und unabgeschlossen verbleibt. Das hermeneutische Verstehen basiert also auf »Akten von *Verstehen* [...], und zwar in dem Sinne, daß ihm Verstehen vorausgeht und zugrundeliegt, und daß es notwendigerweise *immer* Verstehen beinhaltet. [...] [P]roblematisiert [ist also] grundsätzlich die Annahme, man wisse, wie etwas ›wirklich‹ sei, ohne daß man einsichtig machen könnte, wie man solches überhaupt wissen *kann*« (Hitzler/Honer 1997: 25, Hervh. im Orig.).

dert (Clarke 2012: 31). Gleichsam besteht eine Verantwortlichkeit für Praktiken, die auf Forscher*innen-Seite Macht verleihen, was wiederum auch bedeuten muss, machtvollen Praktiken in der Methode selbst zu identifizieren und anzuerkennen (z.B. eine ungeprüfte Anwendung des zuvor erwähnten ›Kodierparadigmas‹). So braucht es ein aktives Bestreben, »silences in data, silences of resistance, protection, cooptation and collusion« (Clarke/Friese/Washburn 2018: 33–34) zu adressieren. Auch Haraway fragt treffend: »Wessen Blut wurde vergossen, damit meine Augen sehen können?« (Haraway 1995: 85). Das Selbstverständnis langer Wissenschaftstraditionen muss somit zur Disposition stehen können, ist es doch nicht an sich privilegiert, sondern auch »nur« Ausdruck eines historisch (und vielleicht zufällig) gewachsenen Denkens« (Feustel 2015: 69).

Wenn also innerhalb dieser Arbeit rassistische Ausschlusspraktiken gegenüber beruflichen Inklusions- und Einschlusspraktiken bzw. antirassistischen Potenzialen fokussiert werden (was nicht gleichbedeutend ist mit Negation oder einer Einebnung von Widersprüchen und Komplexitäten), haben nicht nur meine empirischen Analysen sowie eine positionierte Entscheidung – »was gewusst werden kann und sollte« (Clarke 2011b: 214) – diese Praxis befördert. Diese Entscheidung arbeitet auch gegen die Inszenierung einer möglichen, aber als empirisch unverhältnismäßig zu bewertenden Gleichstellung einschließender Praktiken singulärer Akteur*innen im Forschungsfeld, was beispielsweise im Sinne des heuristischen ›Kodierparadigmas‹ nach Strauss und Corbin (1996: 78–85) einen weiteren Kontext, aber eben auch ein Zerrbild der interpretierten Situation, eröffnen könnte. Die Verortung rassistischer Ausschlusspraktiken als eines möglichen Kontextes unter anderen läuft Gefahr, der Bagatellisierungstendenz im hegemonialen Diskurs zuzuarbeiten. Ähnlich verhält es sich mit der Konturierung eines Basic Social Process: Denn »[b]asic für wen?« (Clarke 2011b: 217, Hervh. im Orig.), fragt Clarke berechtigt. Und was würde es bedeuten, wenn *der Prozess* gar nicht erst in Gang kommt, sondern wie in der von mir vorgefundenen und interpretierten Situation in einer auffälligen Nichtzusammenarbeit verharret? Mit Clarke könnte eine solche – potenzielle – Praxis als eine Einpressung des Textes in die von ihr kritisierte Normalverteilungskurve und damit als ein Wirken verschleierte, hegemoniale, »geistige[r] Kolonisationsprozesse« (ebd.) gelesen werden, derer sich westliche (sozial-)wissenschaftliche Forschung, ihrer Einschätzung nach, nur allzu oft bediene (ebd.). Eine *kritische GTM*, die sich gegenwärtig noch im Entstehen befindet,¹⁰ sollte sich folglich fragen, wo und wann im Forschungsprozess durch die Technologie der Methode dominante Wahrheitsregime (re-)produziert werden (vgl. Gibson 2007). »Wir als Forscher konstruieren selbst die Daten, und wir müssen beim Design von Grounded Theory-Studien [sic!] dafür mehr Verantwortung übernehmen« (Clarke 2012: 116). »Was erscheint vorhanden, aber unausgesprochen? Welche schwergewichtigen Gorillas sitzen unserer Meinung nach in der Forschungssituation herum, ohne dass sich bisher jemand die Mühe gemacht hätte, sie zu erwähnen? Warum nicht?« (ebd.: 123). Diese Orte des Schweigens, das Unausgesprochene, aber Vorhandene, die schreienden Leerstellen – die *schweren Gorillas* oder »Elefanten im Raum« (Clarke 2011a: 127) – gilt es analytisch, hier über die Perspektive ›Rassismuskritik‹, besser zu erfassen.

10 Vgl. dazu Hadley (2014, 2019); Belfrage/Hauf (2016); Hense/McFerran (2016); Postma et al. (2013); Abrahams (2009); Gibson (2007).

So verstanden kann die vorliegende Sozialforschung als die einer weißen Partnerin eines Schwarzen Mannes auch nicht außerhalb des Politischen verortet werden. Schon der am Symbolischen Interaktionismus orientierte Howard Becker (1970) diskutierte unter dem Titel »Whose Side Are We On?«, dass die *Entscheidung* für den eigenen Untersuchungsgegenstand bereits als eine Art von Parteinahme interpretiert werden kann und sollte. Hinsichtlich der Artikulation nichthegegonialer Positionen beansprucht dies in besonderem Maße Gültigkeit. Dies stützend bewertet auch Haraway konkrete Positionierungen als eine »entscheidende wissensbegründende Praktik« (Haraway 1995: 87),¹¹ die sie gegenüber dem »einfache[n] und einfältige[n] Blick von oben, von nirgendwo« (ebd.: 89) bevorzugt. Denn diese sind es, die eine Grundlage dafür bilden, eigene Prämissen sichtbar zu machen und für eine Kritik zu öffnen (Hammer/Stieß 1995: 25). Der Versuch einer möglichst genauen Wiedergabe von Sprache kann »immer nur interpretativ und partial« geschehen, womit es »ein hochpolitisches Unterfangen ist, das ständig zur Parteinahme verpflichtet« (ebd.: 26; siehe auch Jäger/Jäger 2007: 16).

Und so verbleibt es im Rahmen dieser Arbeit bei der wissenschaftlichen Aufgabe, über eine genaue und dichte Analyse plausible, perspektivierte (vgl. Rosenblatt 2001), kurz: situierte Interpretationen anzustoßen und Wissen bereitzustellen, »das auf Resonanz und nicht auf Dichotomie eingestellt ist« (Haraway 1995: 88). Im Fokus steht die Suche nach einer partialen Verbindung (ebd.: 86).

Im Rahmen dieser nun nachgezeichneten erkenntnistheoretischen Perspektivierungen bzw. De-Zentrierungen und forschersichen Haltungen kamen im Verlaufe des Forschungsprozesses verschiedene ineinandergreifende und die kritische Analyse verdichtende methodische Werkzeuge zum Einsatz. Diesen widmet das nächste Teilkapitel seine Aufmerksamkeit.

3.2 Methodische Werkzeuge und Reflexionen

Um im Jahr 2018 einen Anfang machen zu können und mich dem zunächst grob umrissenen Forschungsinteresse zu nähern, suchte ich zunächst das Gespräch mit einer weißen, deutschen Pflegedienstleitung eines zufällig ausgewählten Pflegedienstes in der Stadt Dresden¹². Von da an orientierte sich das weitere Vorgehen wesentlich am »Theoretical Sampling«, wie es im Rahmen der GTM vorgeschlagen wird.¹³ Auswahlentschei-

11 Vgl. auch Fabian (2001b: 7).

12 Meine Entscheidung zur Durchführung der Forschungsarbeit fiel auf den städtischen Raum, da ich aufgrund des dort höheren Anteils an ansässigen, sogenannten »Ausländern« bei meinen weißen, deutschen Gesprächspartner*innen eine höhere Sensibilität gegenüber der Thematik der Zusammenarbeit mit »Migrant*innen« bzw. »Geflüchteten« sowie erste Erfahrungswerte vermutete (zum Vergleich: »Ausländeranteil« im Jahr 2018 in Dresden: 7,4 %, im Landkreis Sächsische Schweiz-Osterzgebirge: 2,7 %, im Landkreis Bautzen: 2,0 %; SAB 2019: 162). Zudem leben – absolut betrachtet – die meisten »Pflegebedürftigen« in Sachsen in Dresden und Leipzig (Fuchs et al. 2018: 15). Eine (zweifelloso lohnenswerte) vergleichende Analyse in ländlich geprägten Räumen konnte aus zeitlichen und finanziellen Gründen von mir bisher noch nicht durchgeführt werden.

13 Vgl. hierzu Breuer/Muckel/Dieris (2019: 156–160); Corbin/Strauss (2015: 134–152); Charmaz (2014: 197–200); Mey/Mruck (2011: 28); Strauss/Corbin (1996: 148–165); Strauss (1994: 70–71).